

## Kriegserinnerungen unserer Jamaica-Kameruner

Sepp Willischer (24/27)

Kamerun, im August 1939. Noch ist Regenzeit; nur selten stiehlt sich ein Sonnenstreif flüchtig durch die Wolkendecke, aber schon bald liegt die Landschaft wieder unterm drückenden Grau der Jahreszeit.

Am politischen Himmel ist das Grau noch düsterer. Immer stärker fühlen wir Kameruner, daß die politischen Wolkenwände zur Entladung drängen. Unsere Stimmung schwankt zwischen zögerndem Optimismus und dunkler Vorahnung kommender Dinge.

Noch ging das tägliche Leben seinen normalen Gang. Wir Pflanzer ließen uns nichts anmerken und übersahen geflissentlich die fragenden Augen unserer Arbeiter oder zuckten die Achseln, wenn einer fragte: „Massa, true, war go come?“ Aber daheim wurden die Radios öfter als sonst angestellt. Immer bedrohlicher wurden die Nachrichten, und es wurde uns von Tag zu Tag klarer, daß der Krieg unvermeidlich war.

Eines Tages war es soweit. Es kam der deutsche Angriff auf Polen und die englische Kriegserklärung an Deutschland. Wir spürten sofort die Folgen. Im englischen Mandatssteil Kameruns wurden ungefähr 400 Deutsche — Männer, Frauen und Kinder — betroffen. Darunter wir DKSer. Von uns Witzenhäusern befanden sich damals folgende Kameraden auf Kameruner Pflanzungen:

Ekona: Kurt Gütter mit Frau, Theo Jacoby, Kurt Stade. Auf Heimaturlaub war Gerd Störbeck.

Idenau: Otto Zilleßen mit Frau, Heinz Rätz.

W. A. B. B.: Erich Mylord, Sepp Willischer mit Frau, Wennemar v. Altenbockum, Paul Sallge. Ferd. Hofmann und Toni Lehmann mit ihren Frauen waren auf Heimaturlaub.

A. F. E.: Arnold Koelle, Rudolf Spamer, beide mit Frau, Erhard Becker; Heiko Arndt auf Urlaub.

R. E. G. Tombel, bzw. Mokundange: Walter Kettner und Frau.

Molive: Fritz Jung, Helmut Schäfer, Max Bernhard, Hermann Hunold, Heinz Bock; auf Urlaub Kurt Backhaus.

D. W. H.: Heinz Weber mit Frau, Werner Traub, Paul Tag, Walter Schnirpel, Herbert Heise, Ernst Wihelt, Henner Fieweit, Gunnar

Wißmann, Arnold Breustedt, Dieter Stierling; auf Urlaub August Sturhan.

Holfoth=Pflanzung: Gerd v. Scheve.

Wir waren also eine Gemeinschaft von 35 Wilhelmshöfern, von denen damals 6 auf Urlaub in der Heimat weilten.

Die erste offizielle Order der damaligen Landesgruppenleitung bestimmte noch vor der englischen Kriegserklärung, daß ein Teil der Pflanzungsangestellten in Kamerun zu bleiben habe, um die Betriebe ordnungsgemäß weiterzuführen. Die andern durften sich mit Barkassen und Leichtern nach Fernando Poo in Sicherheit bringen. Insgesamt waren es 67 Mann, die sich am 29. August auf der „Lifomba“ und am 30. Aug. auf dem „Pungo“ nach der spanischen Insel absetzten. Von uns DKern waren dabei: Becker, Bernhard, Bock, Breustedt, Hunold, Fieweit, Ráth, Schäfer, v. Scheve, Witzelt.

Wir andern hatten im Lande zu bleiben. In unserm Leben änderte sich zunächst nicht allzuviel. Wir bekamen von den Engländern die Anordnung, unsere Pflanzungsbezirke nicht ohne polizeiliche Genehmigung zu verlassen, und hatten im übrigen unsern Dienst zu versehen, wie wir es gewohnt waren. Radios, Gewehre, Autos mußten abgeliefert werden. Einige von uns erhielten die Wagen zurück. Als Gehalt zahlte man uns monatlich einen Pauschalbetrag, und so ging das Leben für uns seinen normalen Gang weiter. Natürlich waren wir begierig, zu erfahren, was daheim los war. Da wir keine offiziellen Nachrichtenquellen hatten, jagte ein Gerücht das andere. In dieser Zeit aber gab es nur gute, und wenn Deutsche sich trafen, so gab es eigentlich nur freudige Gesichter. Das sollte sich erst Jahre später ändern.

Der Krieg ging weiter und wurde zum „phony war“ in Europa. Die Kisten, in denen aller Hausrat sorgfältig verpackt worden war, wurden langsam wieder entleert; erst recht schüchtern, aber dann wollte man doch nicht immer so zwischen kahlen Wänden sitzen, und so kam mit der Zeit fast wieder die alte Behaglichkeit in die Bungalows zurück.

In dieser Zeit wurden die ersten Kriegs-Kameruner geboren: Am 31. Dezember 39 kam Sepp Willsher jun. in Buea zur Welt und am 2. Februar 1940 Spamers Tochter Jutta in Mokundange.

Bis auf den Verlust der persönlichen Bewegungsfreiheit hatte sich nicht viel im Leben des Einzelnen geändert. Man fing an, in der Hauswirtschaft sich den Verhältnissen anzupassen, und man stellte zur allgemeinen Überraschung fest, daß es sich außerordentlich gut auch aus den Erzeugnissen des Landes leben ließ. Besondere Erfolge hatte Stade mit seinen Torten, die Berühmtheit erlangten; Jacoby wurde anerkannter

Schweinezüchter, und Willshers Hausmacherwurst konnte sich sehen lassen. Mylord wurde Spezialist für Marmeladen und Erfinder neuer Gemüsegerichte. Wir konnten uns wirklich nicht beklagen. Für den Gesundheitsdienst sorgten unsere vier Pflanzungsärzte und eine Krankenschwester, die im neuerrichteten deutschen Hospital in Buea stationiert war.

Natürlich litten wir darunter, daß wir nie unmittelbar vom Geschehen daheim unterrichtet waren — trotzdem, wir waren eigentlich immer im Bilde, wenn auch etwas hinterher.

So verging die Trockenzeit, und wieder kam der Regen. Wir hörten 1940 vom Fall Frankreichs, und die Hoffnungen auf baldigen Frieden wuchsen ins Riesengroße.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel kam da unsere Verhaftung. Am Morgen des 19. Juni 40 stand ich gerade an der Grenze zwischen Ekona und W. A. B. V. in Moly und kontrollierte Kakaoverner, als Frau Gütther mit einem Engländer vorüberfuhr. Sie brachte die Nachricht, daß wir alle verhaftet würden. Ich möge mich schnell nach Hause begeben; die Polizei würde schon warten. Also setzte ich mich in meinen Wagen und fuhr heim. Meine Frau war gerade mit unserm Jungen beschäftigt, der mit schwerer Broncho-Pneumonie zubett lag. Aber Zeit war nicht zu verlieren; es hieß Koffer packen! da die Polizei nicht auf sich warten lassen würde. Wir waren noch nicht fertig, als ein Lastwagen aufs Haus zukam.

Wir standen auf der Treppe, als er vorfuhr. Sämtliche Männer der Ekona saßen darauf; dazwischen schwarze Polizisten. Stade und Jacoby waren dabei. Ihre Gesichter waren unbekümmert wie sonst. Kamerad Gütther fehlte — man hatte ihn gesondert nach Bota gebracht. Der Postmaster von Buea sprang ab, kam auf mich zu: „Sorry, I have to arrest you. Please be ready at once!“ — Meine Frau durfte mit dem Jungen über Nacht noch in Moliko bleiben; sie sollte am nächsten Tag abgeholt werden.

Nach einigen Minuten saß ich bei den andern auf der Lorry, und es ging nach Bota. Dort wurden wir Männer im Kakaohaus gesammelt, während die Frauen in Mylords Haus gesteckt wurden. Ganz Bota war mit Schwarzen gefüllt, die ein neugieriges Publikum abgaben. Bewacht wurden wir von Hauffas unter einem englischen Offizier. Unsere schwarzen Arbeiter haben sich großartig benommen; keiner von uns hörte ein übles oder höhnisches Wort. Auch unsere schwarze Polizei benahm sich correct und wirklich gentlemanlike. Weniger nett waren die Hauffas, die uns doch als Kriegsbeute betrachteten.

Die Verhaftung kam für uns alle wirklich überraschend; jeder von uns hatte angenommen, daß man uns bis Kriegsende auf den Pflanzungen belassen würde. Also hatten wir uns gründlich getäuscht und standen jetzt am Anfang eines ungewissen Lebens hinter Stacheldraht. Nur mit dem Kameraden Wiskmann machte man eine Ausnahme; man respektierte seinen schwedischen Paß. Wie wir von unseren Leidensgenossen erfuhren, wurden die Verhaftungen grundverschieden durchgeführt. Immer kam es auf die Person des einzelnen Engländers an und seine Einstellung den Deutschen gegenüber. Während einige von uns in aller Ruhe die Sachen packen durften, mußten andere ohne Verzug das Haus verlassen. Auf keiner Pflanzung aber hat sich ein Arbeiter oder Angehöriger der schwarzen Polizeitruppe unfair benommen. Gehässigkeiten zeigten sich dafür bei einigen Weißen, die aber nicht zur Kameruner Verwaltung gehörten. Die Engländer aus Victoria und Buea kümmerten sich auch noch in Buea um uns und taten, was sie konnten.

Nach zwei Tagen wurden wir Verheirateten auf dem kleinen Küstendampfer „Calabar“ eingeschifft, während die Junggesellen noch zurückbleiben mußten. Zuerst kamen die Frauen und Kinder daran, zuletzt wir Männer. In kleinen Trupps wurden wir von Hauffas zum Quai gebracht; vorher hatte man uns gründlich durchsucht und abgetastet. In der Bucht lag die „Calabar“ und schaukelte leise auf und ab. Es war ein herrlicher, klarer Tag. „Massa, come back, we wait you!“ „Sir, wala goodo!“ Ein Sprung und wir standen auf der Barkasse. Dann ging es hinüber zum Dampfer. Feierlich, ruhig und unberührt lag der Kamerunberg da; kleine Wölkchen belebten den Himmel, und wir alle tranken noch einmal das Bild des weiten Landes in uns ein, das uns zur zweiten Heimat geworden war, dem wir unsere Arbeitskraft mit Freude und Begeisterung gegeben hatten, und das wir liebten, wie eben nur Afrikaner „ihr“ Afrika lieben können. Bald lichtete der Dampfer die Anker, und langsam entschwand das Land unsern Blicken. Wir alle standen an der Reeling und konnten uns nicht losreißen. Ich hatte damals nur den einen Wunsch, so bald als möglich wieder zurücksein zu dürfen und wieder dort zu beginnen, wo ich aufhören mußte. Und ich weiß, daß jeder Einzelne von uns DRSern, auch die andern, diesen stillen Wunsch hatte.

Die Stimmung an Bord war trotz der Enge nicht schlecht. Wir Männer blieben an Deck, während die Frauen und Kinder Kabinen bekamen. Nur zu den Mahlzeiten konnten wir beisammen sein.

Nach zwei Tagen liefen wir Lagos an. Dort standen im Hafen schon

die Wagen der Eisenbahn, die uns nach Ibadan bringen sollten. Hier bekamen wir auch die ersten Zeitungen; Heinz Weber hatte die erste erwischt. Unsere Stimmung war ausgezeichnet, konnte wirklich nicht besser sein. Dann kamen lange Stunden der Fahrt, die in Ibadan ihr Ende fand. Frauen und Kinder wurden in Omnibusse gesetzt; wir Männer marschierten unter Polizeibewachung los. Wir landeten schließlich in der Agricultural School, die zum Internierungslager vorbereitet worden war. Allerdings recht mangelhaft; es fehlte am nötigsten. Das wurde aber dann schnell besser. Männer und Frauen waren fein säuberlich durch Stacheldraht getrennt, konnten sich aber trotz der Entfernung ganz gut miteinander verständigen. Unsere Junggesellen kamen einige Tage später. Sie hatten es mit der Seereise nicht so gut getroffen wie wir. Man hatte sie rücksichtslos in den Bunkerraum eines kleinen Kohlendampfers verstaubt. Verdreckt, verstaubt und erschöpft kamen sie im Lager an. Der erste Gang war der zur Brause. Schnirpel hatte den tollsten Stoppelbart, während Stade trotz allem sehr manierlich ausfah.

Jetzt begann unsere Internierungszeit mit der vorgeschriebenen eintönigen Routine, dem ewigen, nie abbrechenden Warten auf irgendein Ereignis, den kleinen und großen Aufregungen des Lagerlebens, der ständigen Frage nach Ausgang und Ende des Krieges. Ein jeder versuchte seine Zeit so nutzbringend als möglich zu verbringen. Nach einiger Zeit wurden gegenseitige Besuche erlaubt, und so kamen immer kleine Trupps von Frauen in unser Männerlager, während umgekehrt wir Männer ebenso gruppenweise die Frauen besuchen durften. Am frühen Morgen und späten Abend standen trotzdem die meisten Männer und Frauen am Stacheldraht und unterhielten sich mit entsprechend großem Stimmenaufwand.

Am 26. Juni 40 trafen hier auch die Deutschen aus dem französischen Mandatsteil Kameruns ein. Trotzdem für sie nach der Kapitulation Frankreichs der Krieg eigentlich zu Ende war, wurden sie von den Franzosen an die Engländer ausgeliefert. Ihre Stimmung war alles andere als rosig, da sie schon böse Erfahrungen hinter dem Draht hatten sammeln können.

Trotz der großen Hitze war der Gesundheitszustand in Ibadan gut. Mit fortschreitender Trockenheit wurde das Wasser reichlich knapp. So verlegte man einen Teil der Junggesellschaft nach Umuahia. Von uns waren es Mylord, Schnirpel, v. Altenbockum, Jacoby und Stade.

Die Monate vergingen. Dann tauchte die Nachricht auf, daß man uns von Ibadan fortschaffen würde. England, Australien, Südafrika, die Bahamas wurden als Reiseziel genannt; die unentwegten Optimisten



glaubten an einen Austausch. Also war kein Mangel an mutmaßlichen Endstationen. Eines Tages war es so weit. Am 26. Oktober 40 wurde uns vom Lagerkommandanten mitgeteilt, daß es losginge. Endstation unbekannt. Tagelang herrschte ameisenhafte Tätigkeit im Lager. Ende Oktober ging es wieder mit der Bahn nach Lagos. Auf der „Pennland“, einem alten 17 000-Tonner, wurden wir eingeschifft. Auch die Jungesellen aus Umuahia waren mit von der Partie. Dazu kamen noch einige hundert Italiener. Alle Verheirateten bekamen Kabinen, die Jungesellen kamen unter Deck. Unsere schwarze Bewachung wurde von Engländern abgelöst. Wir hatten nichts zu lachen. Während der ganzen Reise, die über 30 Tage dauerte, kamen wir nur zu kurzen Übungen an Deck. Das war die einzige Möglichkeit, einmal wirklich frische Luft zu schnappen. Einige wurden besonders streng behandelt, kamen in Einzelhaft. Die Kabinen wurden dauernd untersucht. Die Bullaugen hatten nachts dicht zu sein. Nur in Notfällen konnte die Sondererlaubnis eingeholt werden, Licht zu brennen. Wir schwitzten, schwitzten und schwitzten. Der Aufenthalt in den Gängen war nicht gestattet. Die meisten wurden krank. In der Hauptsache waren es Fieber und Durchfälle, die uns zu schaffen machten. Am meisten litten die Frauen und Kinder, von denen kaum jemand gesund blieb. Das Essen war wirklich schlecht. Jeder nahm bedeutend ab. Geessen wurde unter Deck. Als Gesellschaftsanzug galt für uns Männer die Badehose, und die Frauen zeigten gewagte Decolletees, meistens Strandanzug, Modell „Bikini“. — Am unangenehmsten aber war die Erfahrung, die wir bei einem U-Boots-Alarm machen mußten. Sofort nach dem Alarm wurden wir in den Kabinen eingeschlossen; die Schotten wurden dichtgemacht. Wir bewahrten bei allem volle Disziplin und Ruhe. Es war nicht erfreulich, wie eine gefangene Maus hilflos in der Falle zu sitzen und auf den Augenblick zu warten, wo wir wie junge Katzen erlaufen durften. Über einen vollen Tag saßen wir so in gespannter Erwartung; dann kam die Entwarnung, und wir atmeten erleichtert auf.

Natürlich prallten die Meinungen heftig aufeinander, wohin es ginge. Überall gab es debattierende Gruppen. Wir waren überzeugt, daß England bereits besiegt war, warteten also von Tag zu Tag auf einen Kurswechsel des Schiffes. Eigenartigerweise schien die Schiffsleitung aber nicht unterrichtet zu sein und ließ den alten Kurs weitersteuern. So kamen wir nach Jamaica.

Wir waren heilfroh, daß diese Reise ihr Ende fand. Unter schwerer Bewachung — diesmal waren es Canadier — wurden wir ins Camp gebracht, die Männer ins Männer-, die Frauen ins Frauenlager. So wurden 19 Witzenhäuser, von denen sich bei der Ausfahrt von Ham-

burg nach Kamerun keiner hatte träumen lassen, daß sie einmal als „geschlossene Reisegesellschaft“ die Westindies betreten würden, zu einer Lagergemeinschaft, die lange Jahre dauern sollte. Wieder einmal hatte der friedliche alte, ruhig unruhige, geschäftig emsige, ewig lebendige Wilhelmshof seine Vertreter in einem fernen Winkel der Erde. Und dieser alte, verträumte, in sich versponnene Wilhelmshof hatte uns durch seinen stillen Zauber zusammengeschlossen. Es ist wohl kein Tag vergangen, an dem nicht wenigstens einer von uns in Gedanken dort daheim war und sich Bilder zurückrief, die ihm lieb und teuer waren; und es ist wohl auch keiner von uns gewesen, der sich nicht aus der Quelle der Vergangenheit Kraft für den Alltag schöpfte.

Wir Männer kamen in ein sauberes, geräumiges Lager, „Up Park Camp“, ziemlich dicht am Meere gelegen, ganz in der Nähe von Kingston. Empfangen wurden wir von Angehörigen der deutschen Handelsmarine, die das Lager eingeweiht hatten. Erst viele Monate später lernten wir das Camp der Frauen kennen. Die hatten es bei weitem schlechter getroffen als wir Männer. Auf engem Raum waren sie in zwei Häusern untergebracht, die auf einem kleinen, von einem hohen Wellblechwall umgebenen Hofe standen. Mitten in der Hafengegend gelegen, war dieser Platz alles andere als angenehm. Staub, Hitze und der ewige Straßenlärm trugen viel dazu bei, unsern Frauen den Aufenthalt zu erschweren.

Von Anfang an drängten wir Verheirateten nach einem Familienlager. Immer gab es negativen Bescheid. Nach einigen Monaten gab man wenigstens soweit nach, daß man uns gestattete, Frau und Kinder zu besuchen. Einmal im Monat durfte man für zwei Stunden zu Besuch ins Frauenlager. Immer vier Männer fuhrten in einer Taxe, die wir natürlich bezahlen mußten. Erst nach einem Jahre wurde auch unsern Frauen erlaubt, Gegenbesuche im Männerlager zu machen. Sie kamen dann in größeren Gruppen im Pferdeomnibus, und es war immer fürs ganze Lager ein Ereignis, wenn die Tore aufgingen und der Besuch ankam. Das Familienlager aber lehnte der Engländer stets wieder ab.

Langsam, wenn auch widerwillig, mußten wir einsehen, daß dieser Krieg noch jahrelang dauern würde. Noch war unsere Zuversicht nicht gebrochen; im Stillen hofften wir auf irgendeine günstige Wendung des Krieges. Aber dann kam die Kriegserklärung an Rußland, die Kriegserklärung Amerikas. Wohl oder übel mußten wir die Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges begraben. Jetzt blieb nur noch übrig, zu wünschen, daß das Ende nicht allzu schlecht ausfallen möge.

Immer länger wurde auch die Liste der Kameraden, die für die Heimat ihr Leben hingegeben hatten. Wenn wieder ein Name zu den andern trat, standen die Gedenktafeln vor unsern Augen, die vor der Kapelle im Wilhelmshof die gefallenen Kameraden des ersten Weltkriegs nennen. Wir wußten, die Zahl der Namen würde noch weiter wachsen, der Namen von Kameraden, die uns treue Gesellen waren, die zu uns gehörten und die das Leben geliebt hatten wie wir. Gar oft wanderten unsere Gedanken da zurück zur stillen Kapelle inmitten von Wilhelmshof. Und sie erschien uns wie das eigentliche Herz der Schule. —

Jetzt, wo das Ende der Internierung nicht mehr abzusehen war, bekam das Lagerleben ein anderes Gesicht. Mit Verbissenheit suchte sich jeder eine Aufgabe; Sprachen wurden gelernt, Kurse eröffnet; es wurde getischlert und gebastelt; es wurde ein Sportplatz gebaut und natürlich eisern Sport getrieben. Wir Landwirte begannen noch einmal mit dem Unterricht, setzten uns alle wieder auf die Schulbank. Selbst Prüfungen wurden abgehalten. Man war immer beschäftigt und, so seltsam es klingen mag, man hatte nie Zeit. Diese Geschäftigkeit entsprang auch der Angst, überhaupt Zeit zum Grübeln und Nachdenken zu haben. Die schwarzen Stunden kamen doch — wenn alles im Lager still wurde, dann waren sie da, die dunklen Gedanken. Dann konnte man sich noch so sehr gegen sie stemmen, sie waren da, nagend, höhnisch. Was wird werden, wie lange soll das noch dauern? Wird es gut gehen? — Der Stacheldraht stand immer vor uns, auch wenn wir alles taten, ihn zu vergessen. Wir wußten, daß es notwendig war, so viel als möglich Abwechslung ins Lagerleben zu bringen. Hatte es bislang nur Sportveranstaltungen gegeben, so etablierte sich später auch eine Theatergruppe mit entzückenden „weiblichen“ Stars, ein Männergesangverein, selbst eine Musikkapelle. Sonst ging das Leben seinen gleichmäßigen Trott — Camproutine, Studium, Gartenarbeit, Sport, Nachrichtenverbreitung und gewissenhaftes Lesen und Wiederlesen der Tageszeitung „The Gleaner“. Gute und schlechte Nachrichten gaben den täglichen Gesprächsstoff. Lebhafter wurde es, wenn jemand wieder einmal „aus ganz sicherer Quelle“ erfahren hatte, daß wir ausgetauscht werden würden, bis sich auch darüber wieder die Wellen glätteten. So verging Tag um Tag.

Wir Wizenhäuser waren in einem glücklicher als die andern: wenn unter uns das Gespräch auf Wizenhausen kam, dann blühte plötzlich in Jamaicas heißer Sonne die Heimat vor uns auf, all die Ecken und vertrauten Winkel, die Berghänge mit ihren blühenden Baumreihen, die dunkeln Tannen im weißen Schneekleid, der Gelsterhof unten im



Tal, die Werra, die steinerne Brücke und all die Menschen, die dazu gehörten.

Eine schwere Erschütterung brachte uns der Tod unseres Kameraden Walter Kettner, des Seniors unter uns Kameraden. Er starb nach kurzem Leiden am 16. Nov. 1942 im Militärhospital von Kingston. In ihm verloren wir einen Kameraden, der durch sein ausgeglichenes, freundliches Wesen jedem von uns nahegekommen war und der uns Jüngeren immer wieder einmal den Kopf zurückschob, wenn wir ihn zu sehr hängen ließen. Er hatte ja schon während des ersten Weltkriegs im Camp auf Malta jahrelang Lagererfahrungen sammeln können. Auf dem Friedhof, dicht am Lager, wurde er beigesetzt. Er ruht in Jamaicas Erde, zusammen mit manch anderm Deutschen, dessen Leben hinter englischem Stacheldraht sein Ziel fand.

Wir wissen, daß Kamerad Kettner einer der Treuesten der DKS war. Seine Treue zu Witzhausen lebt in seiner Frau weiter, die durch ihn Witzhausen lieben lernte, als hätte sie ihre Jugend selbst dort verbracht. Viele unserer Kameraden werden wissen, daß Gudrun Kettner, die Tochter, Frau Spamer wurde und daß Hans Kettner, der Sohn, auch DKSer war.

Während der Tod die Lücke in unsere Reihe riß, schenkte das Leben unserm Kameraden Heinz Weber den ersten Sohn; Heiko Weber kam am 14. 1. 41 im Kingstoner Hospital zur Welt. Als wir dem glücklichen Vater, dem ehemaligen Ältesten der Studentenschaft, gratulierten, meinte er: Ein neuer DKSer!

Eines Tages gab es für alle Familienväter eine freudige Überraschung: das Familienlager wurde genehmigt. Am 5. 10. 43 bezogen zunächst die Ehemänner das zum Familienlager bestimmte Mona Camp. Die Kameraden Gütther, Koelle, Weber, Willscher, Zilleffen, Spamer gehörten zu den Glücklichen. Das Monalager lag außerhalb Kingstons in bergiger Umgebung, war auch sonst ein guter Tausch. Groß, geräumig, mit Baracken, die einzelne unterteilte Räume für die Familien hatten. Auch hier ging es mit emsigem Eifer an die Einrichtung des Lagers. Überall wurde gewaschen, geschrubbt; kleine Gärten wurden angelegt und alles für den Einzug der Frauen und Kinder vorbereitet. Nach einigen Tagen kamen sie, inspizierten, und es war eine gute Zensur, die sie den Ehemännern für die geleistete Arbeit zuerkannten — um nachher denn doch alles wieder zu ändern. Aber das wurde nur mit einem Lächeln des Verstehens von uns Männern quittiert. Es wäre ja auch gar zu seltsam gewesen, wären die Frauen mit der männlichen Auffassung von Häus-

lichkeit sofort einverstanden gewesen! Nach kurzer Zeit waren die Hütten nicht mehr wiederzuerkennen, und spätere Besucher aus dem Männerlager fanden es richtig „wie daheim“.

Sonst lief auch hier das Leben wie im Männerlager: es wurde nach allen Richtungen hin gearbeitet. Die Camparbeiten wurden aufgeteilt. Zilleffen arbeitete als ständiger Koch; unter seinen Künstlerhänden nahmen wir alle bedeutend zu. Kamerad Güther hatte einen sehr wichtigen job: er hatte sämtliche Petromare in Ordnung zu halten, und das war wirklich nicht leicht. Diese Lampen waren Universalinstrumente; sie waren nicht nur Lichtspender, sondern auch Heizöfen für die zusätzliche Kocherei, Braterei, Backerei. Petroltins, kunstvoll hergerichtet, wurden über die Petromarlampe gestülpt. In kürzester Zeit waren dann die Bratkartoffeln, ham and eggs, baby chop fertig; auch Kuchenbacken war kein unerreichbares Kunststück; dauernd wurde gekocht, geröstet, gebraten, gebacken. Beim Kuchenbacken allerdings brauchte man die Babywaschwanne als Backhaube, etwas umständlich zwar, aber es funktionierte. Willischer hatte Küchenholz zu hacken; Spamer, Koelle und Weber waren für das Aufsehen des Lagers verantwortlich. Alle gemeinsam bearbeiteten den Gemüsegarten unter Koelles mustergültiger Leitung. Angebaut wurde Salat, Radieschen, Tomaten, Spinat, süßer Pfeffer, chinesischer Kohl, Kohlrabi, Mairübchen, Okra, Bohnen, Karotten. Im Salatbau brachten wir es geradezu zur Meisterschaft; es wurde ein ewiger Salatbau. Die Produkte wurden unserer Küche, aber auch dem Kingstoner Markt zugeführt. Als die Unterstützungsgelder vom Reich ausblieben, bedeutete der Garten für uns die einzige Einnahmequelle. Über unsere gärtnerischen Erfahrungen auf Jamaica hätten sich gut einige Vorlesungen halten lassen.

Die ausschlaggebende Rolle im Lager aber spielten doch die Kinder. Um diese drehte sich alles. Immer wieder kam ein neuer Erdenbürger an. Zuerst erschien eine kleine Weberin, Isa, dann Inge Spamer, Max Willischer und Fritz Koelle. Wenn die Väter ihre Kinder spazieren trugen, erwogen sie untereinander bereits Heiratspläne der zukünftigen DKSer-Generation. Man sah die Väter aber auch in minder erbaulichen Vaterpflichten: mit schweren Windelmengen standen sie am Waschstand, würzten die saure Arbeit mit sachverständigem Meinungs-austausch über Kinderpflege und neue Glanzleistungen ihrer Sprößlinge. Aussprüche von Dr. Schäle aus der Tierzucht, von Dr. Buchinger aus der Tropenhygiene wurden wieder lebendig, und es war erstaunlich, was wir alles behalten hatten.

So reihte sich ein Tag an den andern. Frohe und gedrückte Stunden wechselten. Und dann kam die Nachricht vom Zusammenbruch von Heer und Heimat — —

Dunkel, unfassbar lag die Zukunft vor uns. Nur die Hoffnung auf endliche Heimkehr hielt uns aufrecht. Auch darin sahen wir uns getäuscht. In diesen Tagen stand in uns auch die Frage auf: Und was wird aus der DKC?

So wurde es 1946. In diesem Jahre wurde unser Kreis auseinandergerissen — wir wurden in Gruppen heimgeschafft. Zuerst kamen die Junggesellen daran; am 26. Mai 46 fuhren die ersten, darunter alle unverheirateten DKSer, bis auf die Kameraden Jung und Schnirpel, die durch besondere Umstände in Jamaica bleiben durften. Beide sind auch heute noch drüben, Fritz Jung in Jamaica, Walter Schnirpel in San Domingo. Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in England wurden die ersten Heimkehrer am 23. August 46 in Maria Veen (Neumünster) entlassen.

Die verheirateten Kameraden fuhren in zwei Gruppen von Kingston heim. Zur ersten Gruppe gehörten die Familien Weber, Koelle, Willischer, die am 7. Dezember 46 in Deutschland eintrafen. Mitte Januar 47 kamen als Letzte die Familien Güther, Spamer, Zilleßen und Frau Rettner.

Von den Fernando Poo-Kameraden kam hin und wieder Nachricht. Französische Flugzeuge hatten sie Weihnachten 1940 in die Heimat gebracht, zeitig genug, daß sie noch den grauen Rock des Soldaten anziehen konnten. Über ihre Schicksale erzählt uns hoffentlich in diesen Blättern einer aus ihrer Reihe. —

Mehr als sechs Jahre haben wir hinterm Stacheldraht warten müssen, ehe wir am Ziel unseres Sehnsens waren — daheim. Die sechs Jahre waren der Ausklang eines Lebens voller Hoffnung, voll beruflicher Freude in kolonialer Arbeit. Wir kamen in ein Vaterland, das uns nicht brauchte, in Verhältnisse, die nicht trostloser sein konnten, standen da ohne das Nötigste, was zum Leben gehört. Aber wir haben uns nicht unterkriegen lassen und werden uns nicht unterkriegen lassen. Das tut kein DKSer!